

# Demütige Liebe.

Von Leonie Meersch-Gilde.

Den ganzen Tag war es dümmelig gewesen; nun mochte es wohl dunkel sein draußen in der Welt. Aber in den Gedächtnisstrahlen der Großstadt wurde es nun erst recht hell. Die geländlichen Blüthler der Laternen durchdrangen die Freuchtigkeit der Luft und machten sie in einem trüblichen, sanften Blau grau. Aus dem blendend erleuchteten Schaufenster der großen Geschäftshäuser drangen breite Ströme Licht hervor, die fächerförmig auseinanderstießen und sich miteinander vermischten. Auf dem nassen Pflaster klirrte und glitzerte es; die Silhouetten und Schatten unzähliger Passanten, die gestreckten Vierecke der Tramwaybahnen durchschnitten und verbuntelten jeden Augenblick die Lichtfluten unter den Laternen und Fenstern.

Alles machte Weidwandsentwürfe. Auch des trüblichen Lichtes schrie die Fröhlichkeit und die halbsüßigen Gestalten, die sich aneinander vorbeibrängten; man lachte, wenn man aneinander vorbeiging oder zwei Schritte sich ineinander versingen. Die junge Frau, die mit hochgeschürztem Kleid wortlos an einer der Gassecken der Straßenbahn stand, blinzelte lächelnd unter dem Eindruck von etwas launendvoll Lustigen in das Gewoge und hob jede Minute ihren Schirm mit gestrecktem Arm empor, um einem Vorübergehenden Platz zu schaffen. — Wüßlich fuhr sie zurück, und ihr Schirm geriet ins Schwanken. Ein zierlicher Herr, nicht groß, nicht dick, nicht für seinen Regenschirm zu kommen und schlüpfte geschmeidig mit unter den ihren. Sie war sehr erschrocken; und als sie die Jubringeligen erkannte, erschraf sie ein zweites Mal, ohne jedoch den Entschluß zur Flucht fassen zu können.

„Guten Abend, Herrna“, sagte er; und genau zu gleicher Zeit fuhr sie mit abwesendem Ton hervor: „Ernst — ich habe dich ein für allemal gebeten.“

„Ich möchte dir nur gratulieren“, fuhr er fort, ihr eilig das Wort aberschneidend. „Zweimal. Also verlobt, Herrna, wirklich! Und gerade mit Arnold.“

„Nun, davon ein andermal — aber auch gar nicht, wie du wußt.“

„Also vor allem meinen Glückwunsch zu deinem Gebänd.“

„Was sagst denn er dazu — zu allen den Liebesgedichten aus — unferreier Zeit?“

Unruhig versuchte sie, einen Zwischenraum zwischen ihm und sich herzustellen, aber er rühte nicht. Sie konnte ihn doch nicht geradezu dem Regen ausweichen. — Meigens war es auch gleich. Seine Nähe wirkte durchaus nicht mehr auf sie. Also fuhr sie nicht mehr auf, wie sie sonst, und ruhig und freundlich, so daß sie sich auf sich vertraute, sagte sie: „Die meisten Gedichte kannte mein Verlobter ja schon von früher. Du wirst doch nicht glauben, Ernst, daß ich Geheimnisse vor ihm habe, oder daß er sich nicht klar bewußt war, was er tat, als er sich mit einer geschiedenen Frau verlobte.“

„Ja — nun also — und du bist glücklich?“ fragte er plötzlich und blickte ihr ganz nah ins Gesicht, das aber durch den beleuchteten Gehirnschleier hindurch in der unsicheren Beleuchtung nicht klar zu erkennen war.

„Sehr!“ antwortete sie schnell und mit etwas zu harter Betonung. „Und du?“

„Es war das erstemal, daß sie fragte, daß sie die Erstlings jener Frau, um deren Willen Ernst sie damals verlassen hatte, offiziell anerkannte. „Du mußt jetzt antwortlich Jahre verheiratet sein.“

„Wie genau du das weißt!“ Er verwünschte den Schleier, dessen dichtes, glänzendes Gewebe in dem Licht jeder vorüberrollenden Droßke fest und blank wurde wie ein verschlossenes Wäffler. Dann fuhr er wie in Angeldung: „Ach, glücklich. . . Das arme Fräulein ist ja ewig leidend. Wenn sie dabei wenigstens den Hausbald nicht so schwer nähme! Die Frau vor der Ehe ist mit der Frau in der Ehe überhaupt nicht verwandt. . . Aber mit das gesagt hätte, daß um jeden verbrochenen Teller tagelang. . . Na —! Ist das nicht nett von mir, daß ich dir solch einen Triumph vorzeichne?“

„Mit einer Selbstironie, die trotz eines schneidenden Schmerz es klein wenig leidet, verfuhrte er aufs neue, durch den Schleier hindurch ihre Augen zu finden.“

„Das Herz war ihr auf einmal schwer vor Mitleid; Beforgnis war in ihrer Stimme, als sie ihm zuredete: „Das solltest du nicht sagen, Ernst.“

„Fast hätte sie „Ernst“ gesagt, wie einst. „Es war das Beste so, sicher. Und dann — wirklich — du solltest mich nicht immer auf der Straße antreiben.“

„Ist Ton war tief und gutig. „Es tut uns — es tut dir nicht gut, glaub ich.“

Er hatte das halb verschluckte „aus“ doch aufgefangen, und seine Miene wurden heller. „Doch, Herrna, gerade. Ich möchte dir viel er-

zählen. Wir sind doch keine konventionellen Spießbürger, daß wir uns nicht sprechen dürften, weil wir einmal miteinander — verheiratet waren. Ich will mir auch deinen Gedichtband holen — darüber sprechen wir uns dann — bald — ja?“

„Meinetwegen — gelegentlich,“ warf sie hin. „Wüßte aber nicht, in den alten Erinnerungen!“

Sie fuhr so elend aus, daß sie sie quälte. Und um nicht bei dem Allzupersonlichen zu verweilen, erzählte sie ihm, daß vor einer Stunde die ersten Exemplare angelangt seien, daß sie sofort ihrem Verlobten eins habe in die Redaktion bringen wollen, ihn aber nicht angetroffen habe. „Die hineingeschriebene Widmung sollte es ihm lieb machen — und nun sitzt er inzwischen an einem Schreibtisch und liest in einem andern Exemplar.“

Sie wollte eine Verdrüßlichkeit vorantreiben; aber sie war gestreut, denn sie sah, daß Ernst litt. Wie sie ihn doch so gut kannte — besser als irgendeinen Menschen auf der Welt. „Nicht, daß sie sah, daß er nicht glücklich war, konnte sie ihm nicht mehr gram sein. Sie mußte nicht mehr, doch sie einst in ihrem verzweiflungsvollen Schmerz um seine Unruhe ihm dies und noch weit mehr Leid gemühscht; jetzt war nur der glühende Wunsch in ihr, er möge wieder froh werden.“

Es war eine Erleichterung, als ihre Traumbahn kam und sie sich hinaufschwang, noch ehe der Wagen hielt. Sie schloß die Augen, um sich zu beruhigen, und sah sie in der flinken Bewegung ihres elastischen Körpers schön gewesen war; er hatte wohl einen schmerzlichen Vergleich gezogen zwischen ihr und der kleinen Alltagsfrau, die mit ihren Klagen über Dienstboten auf ihn wartete. . .

Verträumt blickte sie von ihrem Platz in das dunkle Fenster ihr gegenüber, wo die von oben her bestrahlten gleichgültigen Köpfe der Mitfahrer sich matt spiegelten. Weit fort war sie in der seligen und peinigen Vergangenheit. — Bis sie sich plötzlich wieder in dem Neuen, dem gegenwärtigen Wichtigen fand und zu rechtstufte. Sie hatte genug gelitten.

Nun wollte sie ausruhen in der neuen Wirklichkeit, in der großen Liebe ihres Verlobten. Wenn sie nur auch wirklich so groß war, diese Liebe! Es war etwas an ihm, das sie nicht verstand: das Beträubend-keitslose, das ungeheuer Langsame seiner Begeisterung — etwas, das nicht sofort, nicht so schnell, wie sie es an Ernst gewöhnt gewesen, Feuer fing und zugleich mit ihrem eigenen Empfinden und Gefühl gegenüber zu setzen unglücklich. Sie mußte sehen, daß sie begreiflicher und mitriß. Wie sollte sie in seinen Augenblicken abwägenden Jögerns glauben, daß sie seine erste, seine große Liebe sei — die erste Liebe des älteren, gereiften Mannes? Solche Augenblicke wirkten lange in ihr nach. . .

„Wie mochte er sich nun zu ihrem Gedichtband stellen — er, der Kritiker von bedeutendem Ansehen? Strenge als Ernst würde er ohne Zweifel urteilen, aber auch feiner, eingehender. . . Sie liebte das Buch, weil es der Spiegel ihres inneren Lebens war. . . Von Arnolds Bedeutung konnte sie verlangen, daß er sachlich blinde, auch da, wo in ihren Versen die Leidenschaft für Ernst, das Glück, das Liebesleben, das nachdesende Leid, die Verzweiflung, die gequälte Liebe ihrer fünf Ehejahre aus jeder Zeile sprach. . . Auch aus ihrer neuen Liebeszeit mit ihm selbst würde Arnold mehrere Gedichte finden: einzelne volle Glücksmomente, hauptsächlich allerdings war ihr Zweifel an ihm, ihre Geringachtung, seiner bedächtigen Art darin zu Wort gekommen. Er konnte einzelne von ihnen, einzelne aus jener Glüds- und Leidenszeit mit Ernst. Gedichte hatte sie ihm damals vorgelesen, daß er, der Kritiker, sich ihr, der Schriftstellerin, gedenkt hätte. . . Nun freute es sie. Er hatte ihr nichts vorzuwerfen von Verdrüßlichkeit.“

„Und — wie Ernst die neuen Gedichte aufpassen würde? — Wieder kam jene Traummimung über sie. . . Gemalisch rief sie sich heraus; fast hätte sie die Zeit zum Aussteigen verfaßt.“

An ihrer Vorplatzir kam ihr das Mädchen entgegen: „Gnd“ Frau, der Herr Doktor sind schon seit einer Stunde.“

Sie brachte eine ganze Nebelwolke mit als sie ins Zimmer hineinrüttelte. Wie sie ihn sich vorgestellt, so sah Arnold an dem von der Lampe erleuchteten Schreibtisch; erst da sie eintrat, erhob er sich, langamer als sonst.

„Guten Abend, Hermine“, sagte er mit frohem Ton. „Nicht nicht lässig, Schatz — erst den nassen Schleier fort!“

„Nicht nicht lässig, Schatz — erst den nassen Schleier fort!“ rief sie atemlos. „Im Lampenlicht glitzerte sie über und über von den Glasperlen des Nebelregens; ihr aufgebäumtes dunkelblondes Haar war wie mit Diamantstaub gepudert. Während sie Hut und Tadel ablegte, strahlte sie ihn mit ihrem mächtigen, flackernden Augen unverwandt an. Er sah ihre zu, ohne zu helfen; und in ihren beharlichen Blick verfinstend, fragte er: „Wißt du mich verzaubern?“

„Gnd ich das noch nicht getan?“

Sie rief das Gesicht trocken und reichte es ihm dann zum Kuß. In seiner Zärtlichkeit war leidenschaftliche Hitze; es gelang ihr nicht, so bald, sich freizumachen; endlich betam sie seine Schläfen zwischen ihre Hände und lehnte sein Gesicht dem Licht zu. Er sah gequält aus; in seinem unregelmäßigen, charaktervollen Gesicht der großen Nase und dem dünnen gewöhnlichen Bart schienen sich neue Falten gebildet zu haben.

„Was ist denn los, Schatz?“ fragte sie rasch. „Ich will doch, daß du vergnügt bist und sprachlich stol, auf mich.“

„Und unaufrichtig ergrüßte sie ihn von ihrer verheirateten Fahrt nach der Redaktion. Ihr Buch auszuweisen, schlug sie es auf und wies ihm die hineingeschriebene Liebeswidmung. Er las und küßte stumm ihr Schläfenhaar. Und anstatt in ihr Entzünden über die künstlerische Ausstattung des Bandes einzustimmen, sah er unweidlich und betrachtete sie unangenehm mit seinen langschneidenden schwermütigen Augen.“

„Du bist aber gar nicht lieb!“ unterbrach sie sich plötzlich und klappte das Buch zu. „Nun, wenn es dich nicht interessiert, können wir ja auch von etwas andern reden.“

Er hörte die besessene Gereiztheit in ihrem Ton und wurde noch trauriger; und zugleich kam es wie Angst über ihn. Den Ton konnte er; und nie hörte er ihn ohne das tiefe Bangen, er könne sie verlieren. Und doch hatte er sich noch nie zu gelassen gewagt, daß er ihrer nicht sicher sei. Wie wollte er sie halten?

In dieser Befangenheit sagte er fast trocken: „Die Gedichte sind gut, besser noch als meine Romane. Sie werden viel gekauft werden — wenn auch zuvörderst mehr, weil die Leute neugierig sind auf deine Belenntnisse.“

„Deren ich mich nicht zu schämen habe“, unterbrach sie ihn nachdrücklich. Sie stand an dem Schreibtisch, die Hände noch rüchtrits gegen die Platte gestützt. „Wenn du mir weiter nichts zu sagen hast als: „Ach, Lieb!“ brach er plötzlich aus, die Liebesgedichte für mich sind neben den andern ja nur schwächliche Gefühlsäußerungen! Da gibst du dich nicht — da verlangst du. Ausruhen willst du bei mir vom langen Gequälsein — ich will dir ja Ruhe geben, Lieb — wie gern! Wenn du mir nur auch geben könntest — wenn du —!“

Wieder unterbrach er sich durch einen lauten Atemzug. „Aber — Lieber —“ sagte sie mit einem guten, tiefen Ton in dies starke Atemhinein. „Es wäre er noch nie gesprochen.“

„Es war so — wie eine Mitteltigkeit in seinem Bestimmen gewesen. Sie sah ihn in die einen, von dem sie ein neues Wort erwarrete.“

„Wie du dich in meines Mannes Wesen versenkest!“ fuhr er fort. „So sehr, daß du aus seiner Seele heraus dichten könntest, dich in seine Liebe zu dir hineintrümpelst, als wenn du sie selbst! Und das gibst du in dem Augenblick an die Dessenlichkeit, da du dein Schicksal mit meinem verknüpfst, und preisst mir dein Buch an, das ihn feiert und mich demütigt!“

„Es stand auf und sagte unmutig und ohne ihn anzusehen: „Darf ich mein Buch als Kunstwerk nicht lieben? Der Mann — tann doch kaum noch in Betracht kommen. Er ist der Mann einer andern, um deren Willen er mich verlassen hat. . . Wenn er wenigstens glücklich mit ihr wäre!“

„fegte sie in einem ganz verdrüßlichen Ton hinzu. „Aber nicht einmal das ist er — das heißt — ich höre, er sei nicht glücklich. Eine tränkliche Frau, und ganz oberflächlich.“

„Es brach ab und sah ihn an. Vor dem Ausdruck resignierter Hoffnungslosigkeit in seinem nervösen Gesicht erschraf sie ein wenig.“

„Nicht wahr — für dich hast du noch nichts geschrieben?“ fragte sie schnell, nur um etwas anderes zu sprechen.

„Da er auch jetzt nicht antwortete, setzte sie sich mit einer schmeidelnden Bewegung dicht neben ihn, legte ihren Kopf auf seine Schulter und fragte leise mit hingebendem Aufblick: „Hast du mich lieb?“

„Es dauerte ein Weilschen, bis er noch leiser erwiderte: „Ich wollte, ich hätte dich nur so lieb, wie du mich hast — nicht mehr. Vielleicht wäre ich da sehr glücklich.“

„Nach er hob sie sich von neuem und besagte verleiht: „Nun — ich kann ja auch nicht lieben — ich kann ja nicht glücklich machen!“

„Und ärtlich frug sie mit der Hand über den Einband ihres Gedichtbudes, als wenn sie die ganze Zärtlichkeit ihrer Verse zu Zeugen aufrufen wider den Mann, der sich nicht glücklich pries in ihrem Besig.“

„In deinen Versen erhebt du dich und — den andern hoch über mich,“ sagte er — nicht entrüstet, nur niedergeschlagen. „Ihr habt ein ganzes Zusammenleben miteinander vor mir voraus — ihr habt Erinnerungen; ich kam zu dir und hatte nichts als Hoffnungen und erwartete etwas Ganzes — ein ganzes Herz, so wie ich dir meines brachte — unver-

um über die phantastische Beschämung flint hinauszutreten. Dann legte sie den Kopf auf die rechte Seite und blickte lebenswüßig bittend zu ihm auf. Das Herz zog ihm wie vor Liebe; er ließ sie seine Hand nehmen und ihre noch küßte, lustfrische Wange darauf brüden.

„Danz“, sagte er leise, „kannst du nicht begreifen, daß dein Buch mir wehe tut?“

„Nimm es doch nicht so, Schatz!“

„Sie hatte begonnen, im Zimmer auf und ab zu gehen; nun blieb sie mit einem Knick stehen und blickte ihn an. Er nahm das Buch, schlug es auf, las, blätterte weiter. An der Art, wie seine Züge sich veränderten, wie er sie zu beherrschen suchte, glaubte sie die Gedächtnisse zu erkennen, die er las; und auf einmal fühlte sie seinen Schmerz so heftig nach, daß es ihr körperlich wehe tat. Nein, das kann er nicht ertragen, dachte sie — er kann es nicht ertragen! Und sie fand einen Augenblick atemlos, den sie sich verwilligend, den er vorher begonnen: . . . Wer weiß, ob ich diese Dual noch länger ertrüge!“

„Nun er geht nicht aufstehen und sagen: Lieb wohl, Hermine, es ist besser, wir trennen uns? — Was dann? Sie hatte ihn doch lieb — anders lieb, als sie Ernst hatte — gehabt hatte. . . Aber doch lieb — sonst hätte ihr das Herz nicht so schneidend weh tun können. . . Unvermutet, so daß sie erschraf, begann er laut zu lesen:

„Wir waren zwei Vögel und suchten ein Nest, Ich bei dir und du bei mir; Ich spannte die Schwingen, da trug uns der West, Dich zu mir und mich zu dir.“

„Ich suchte mit Heimat und Wärme und dich, Ich bei dir und du bei mir — Was fliegst du und flatterst denn immerzu, Hin und her vor mir zu ihr?“

„Nun glitten die Monde — wie fern ist der Mai, Fern von dir und fern von mir — Ich flogen ja doch aneinander vorbei, Du an mir und ich an dir. . .“

„Ich nicht dir und du nicht mir, Nun bin ich des Winters freierender Gast, Fern von dir — wie fern von dir!“

„Es war aus der Zeit nach ihrer Trennung von Ernst. Und sie fühlte, wie er jetzt eine Beziehung auf sein eigenes Verhältnis zu ihr darin fand. . . Wegen die Tür geöffnet nach ihm und sich kaum atmend, wenn sie die Augen abwendete, wenn es Schicksalvolles geschehen mußte.“

„Wid ruhte in Bild. Herma hörte die ihr stunden und das Licht der Lampe singen, störend fast, so ganz wie sie Erwartung.“

„Endlich nicht er ein paar mal leicht mit dem Kopf. „Schön ist es auch — und wahr. Du hast sogar noch in schöner. . .“

„Und er erhob sich plötzlich. „Ich gebe jetzt.“

„Da er sich zur Tür wandte, flog sie ihm nach und umflatterte seinen Arm; sie begriff ihn nicht. „Worum geht fort?“ fragte sie kurzatmig. „Wo hin?“

„Hatte er denn nicht gewünscht, daß sie Ernst noch geliebt haben, da Arnold schon ihr Freund gewesen? Schlug dieser Gedanke ihn in die Flucht?“

„In die Redaktion“, sagte er. „Die Abendbesuche erwarten.“

„Und dann will ich die Kritik schreiben.“

„Wie schuldlos wurde sie rot bis unter die Haare. Und dann zog sie ihm mit beiden Händen den Kopf herunter. „Lieber —!“

„füllerte sie und rüttelte ihn lange. „Warum — jetzt?“

„Weil . . . Die Gedichte sind ja schön. Und ich bin doch nun einmal Kritiker. . .“

„Wüßlich rief er sie in seine Arme und schloß ihr den Mund mit einem so heftigen Kuß, daß ihr die eigenen Zähne wie Messer in die Lippen schnitten. „Und weil ich dich lieb habe!“

„flüßerte er wie in Verzweiflung. Dann ging er rasch hinaus, ohne sich noch einmal umgesehen; und da sie ihm folgen wollte, drängte er sie mit abgerandem Gesicht zurück und zog die Tür hinter sich zu.“

„Es war die Flucht eines Gedemütigten, dessen einziger Stolz nur noch seine Liebe ist.“

„Und die Steigerin stand da, besagte durch das Gesicht einer Liebe, die größer war als ihre eigene. Der Schögel über der Vermittler der Sinnesbrücke, sojungen die Vorstation der Hirnarinde. Eine allgemeine sensorische Sammlung oder Sinnesprüfung, deren Hauptorgan der Schögel ist, bringt den Schlaf, der den Jued hat, eine ungestörte Regeneration des Nervensystems zu gewährleisten.“

braucht. . . Gedächtnis hat Fehler gemacht in meiner langsamen, treischnen Art. . . Ich weiß auch, daß ich die der Vettere eintreten muß. . . Ich tue das — immer. . . Aber ich muß fühlen, daß du mir gehöbst — ich muß glauben können, daß du mich ebenso glücklich machen kannst, wie — wie. . . Und wenn ich das nicht glaube — wer weiß, ob ich —“

„Sie hatte begonnen, im Zimmer auf und ab zu gehen; nun blieb sie mit einem Knick stehen und blickte ihn an. Er nahm das Buch, schlug es auf, las, blätterte weiter. An der Art, wie seine Züge sich veränderten, wie er sie zu beherrschen suchte, glaubte sie die Gedächtnisse zu erkennen, die er las; und auf einmal fühlte sie seinen Schmerz so heftig nach, daß es ihr körperlich wehe tat. Nein, das kann er nicht ertragen, dachte sie — er kann es nicht ertragen! Und sie fand einen Augenblick atemlos, den sie sich verwilligend, den er vorher begonnen: . . . Wer weiß, ob ich diese Dual noch länger ertrüge!“

„Nun er geht nicht aufstehen und sagen: Lieb wohl, Hermine, es ist besser, wir trennen uns? — Was dann? Sie hatte ihn doch lieb — anders lieb, als sie Ernst hatte — gehabt hatte. . . Aber doch lieb — sonst hätte ihr das Herz nicht so schneidend weh tun können. . . Unvermutet, so daß sie erschraf, begann er laut zu lesen:

„Wir waren zwei Vögel und suchten ein Nest, Ich bei dir und du bei mir; Ich spannte die Schwingen, da trug uns der West, Dich zu mir und mich zu dir.“

„Ich suchte mit Heimat und Wärme und dich, Ich bei dir und du bei mir — Was fliegst du und flatterst denn immerzu, Hin und her vor mir zu ihr?“

„Nun glitten die Monde — wie fern ist der Mai, Fern von dir und fern von mir — Ich flogen ja doch aneinander vorbei, Du an mir und ich an dir. . .“

„Ich nicht dir und du nicht mir, Nun bin ich des Winters freierender Gast, Fern von dir — wie fern von dir!“

„Es war aus der Zeit nach ihrer Trennung von Ernst. Und sie fühlte, wie er jetzt eine Beziehung auf sein eigenes Verhältnis zu ihr darin fand. . . Wegen die Tür geöffnet nach ihm und sich kaum atmend, wenn sie die Augen abwendete, wenn es Schicksalvolles geschehen mußte.“

„Wid ruhte in Bild. Herma hörte die ihr stunden und das Licht der Lampe singen, störend fast, so ganz wie sie Erwartung.“

„Endlich nicht er ein paar mal leicht mit dem Kopf. „Schön ist es auch — und wahr. Du hast sogar noch in schöner. . .“

„Und er erhob sich plötzlich. „Ich gebe jetzt.“

„Da er sich zur Tür wandte, flog sie ihm nach und umflatterte seinen Arm; sie begriff ihn nicht. „Worum geht fort?“ fragte sie kurzatmig. „Wo hin?“

„Hatte er denn nicht gewünscht, daß sie Ernst noch geliebt haben, da Arnold schon ihr Freund gewesen? Schlug dieser Gedanke ihn in die Flucht?“

„In die Redaktion“, sagte er. „Die Abendbesuche erwarten.“

„Und dann will ich die Kritik schreiben.“

„Wie schuldlos wurde sie rot bis unter die Haare. Und dann zog sie ihm mit beiden Händen den Kopf herunter. „Lieber —!“

„füllerte sie und rüttelte ihn lange. „Warum — jetzt?“

„Weil . . . Die Gedichte sind ja schön. Und ich bin doch nun einmal Kritiker. . .“

„Wüßlich rief er sie in seine Arme und schloß ihr den Mund mit einem so heftigen Kuß, daß ihr die eigenen Zähne wie Messer in die Lippen schnitten. „Und weil ich dich lieb habe!“

„flüßerte er wie in Verzweiflung. Dann ging er rasch hinaus, ohne sich noch einmal umgesehen; und da sie ihm folgen wollte, drängte er sie mit abgerandem Gesicht zurück und zog die Tür hinter sich zu.“

„Es war die Flucht eines Gedemütigten, dessen einziger Stolz nur noch seine Liebe ist.“

„Und die Steigerin stand da, besagte durch das Gesicht einer Liebe, die größer war als ihre eigene. Der Schögel über der Vermittler der Sinnesbrücke, sojungen die Vorstation der Hirnarinde. Eine allgemeine sensorische Sammlung oder Sinnesprüfung, deren Hauptorgan der Schögel ist, bringt den Schlaf, der den Jued hat, eine ungestörte Regeneration des Nervensystems zu gewährleisten.“

# Das Rätsel des Schlafes.

Die Gelehrten haben sich bisher vergebens damit beschäftigt.

Das Rätsel des Schlafes beschäftigt seit alter Zeit die Menschheit. Dichter und Philosophen haben über den Schlaf meditiert, Rhantastiker und Wissenschaftler oder Kulturvölker haben sich mit ihm beschäftigt. Die erste Hypothese über die Ursachen des Schlafes stellte der Pythagoräer Anaximand auf. Vorübergehendes Zurückströmen des Blutes zum Herzen sei seine Ursache, da man damals das endgültige Zurückströmen des Blutes aus den Blutgefäßen zum Herzen als Ursache des Todes ansah. Schon hier erziehen Schlaf und Tod als gleichzeitigen griechischen Plakist oft so schön und sinnig dargestellt wurden. Eine modernere Ansicht entwickelte der an großen und weisen Ideen so außerordentlich reiche Gen Anaxagoras, ein Freund des Perikles, welcher zuerst die Ermüdung als Ursache des Schlafes und den Wiedererlauf durch Arbeit verbrauchter Körperbestandteile als seinen Zweck ansah; und das ist bis heute noch die Meinung vieler Gelehrter und Ungelehrter geblieben, nur daß diese Meinung jetzt in reicherem, mit Krabeschen chemischer Formeln geschmücktem Gewande auftritt. Empedokles von Agrigento hingegen führte den Schlaf auf teilweise, den Tod auf gänzliche Abkühlung des Blutes zurück. Auch darin ist ein Mäthen Wahrheit, denn der Schlafende ist in der Tat um einen halben Grad kühler als der Wachende, wenigstens im Morgenstunden, und er küßt sich deshalb vor Abkühlung im Schlaf zu schützen. Der Atomist Demokrit sieht in der Verminderung der Atmung, Platon im Angeschluß und der Zurückziehung der Seele aus den Sinnen in das Körperinnere das Wesen des Schlafes. Ein durchaus richtiger Gedanke, der nur der kommenden physiologischen Begründung bedarf.

Die moderne, apparatgerüstete und erstarrte physiologische hat es in lebenden Erkenntnissen nicht sehr viel weiter gebracht. Im Detail sind wir weiter, wir kennen die Einzelvorgänge und die allgemeinen physiologischen Grundlagen besser, welche den Alten zur Zerlegung des verwickelten Schlafproblems fehlten; das Hauptproblem, welches die Physiologie der letzten Jahrhunderte nicht lösen konnte, nämlich die Frage, wie der Schlaf zustande kommt, ist durch die Untersuchungen der letzten Jahrzehnte erkannt zu haben. Daß wir die Augen schließen, daß die Sinne schwinden, daß Nerven und Muskeln sich im Schlaf erholen, das ist der Schlaf nicht allein. Der Schlaf ist alles zusammen und noch viel mehr. Wenn wir den tagtäglich tätigen Körper und Geist mit einer Fabrik vergleichen, mit Maschinen, Arbeitern und Leitern, so ist der Schlaf keineswegs nur einfache Pause in diesem Betriebe — früher freilich glaubte man's, — und mannde glauben's noch heute — sondern wenn die Arbeiter und die Beamten hinausgegangen sind, dann beginnt ein heimliches und unbewusstes Leben im Schlaf, dann kommen viele kleine Nachtgeister, Feingestalten und Sandmännchen, die alles reinigen, ölen, ergännen, zurechtbringen für den morgenden Tag, und diesen kleinen Nachtgeistern läßt sich nur durch umfassende biologische Betrachtungen nachspüren. Diese umfassende Betrachtungsmöglichkeit ist eine Frucht des letzten Jahrzehnts. Aber auch die experimentelle Physiologie, experimentelle Psychologie, die Entdeckung der hypnotischen Phänomene, die klinische Beobachtung von Schlafstörungen an Nerven- und Geisteskranken, alle diese wissenschaftsweige müssen zusammengefaßt werden, wenn eine Unterung über den Schlaf fruchten soll.

Die neuere Forschung glaubt, das Organ des Schlafes im Zwischenhirn, in dem sogenannten Thalamus opticus (Sehgel) gefunden zu haben. Es würde zu weit führen, an dieser Stelle die Argumente anatomischer Art eingehender zu besprechen. Jedenfalls ist es interessant, daß diese neue Hypothese die meisten bisherigen Erklärungsversuche an Ueberzeugungskraft zu übertreffen scheint. Der Sehgel ist der Vermittler der Sinnesindrücke, sojungen die Vorstation der Hirnarinde. Eine allgemeine sensorische Sammlung oder Sinnesprüfung, deren Hauptorgan der Sehgel ist, bringt den Schlaf, der den Jued hat, eine ungestörte Regeneration des Nervensystems zu gewährleisten.

— Wegweiser. „Warum heißt denn das tiefe „Nali“ hier an der Nordbrücke?“

„Bemühter. „Ach, wissen Sie, mein Student irrt sich so leicht im Stadtwort!“